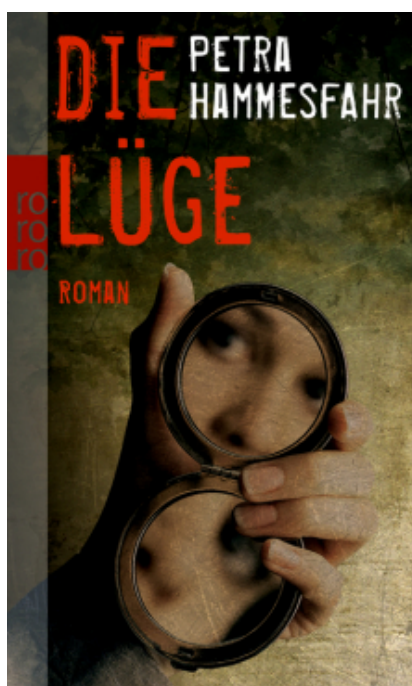


Leseprobe aus:

**Petra Hammesfahr**

**Die Lüge**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## Prolog

**E**s war ein scheußlicher Anblick, sogar für den Jungen, der mit seinen vierzehn Jahren schon viel Unmenschlichkeit gesehen hatte, aber nicht in diesem Land. Hier wurde keinem Mann die Hand abgehackt, weil er etwas gestohlen hatte, und keiner Frau die Finger, nur weil ihre Nägel lackiert waren. Hier lief auch keine Frau Gefahr, bis zur Hüfte eingegraben und mit Steinen beworfen zu werden. Und Kinder konnten spielen, ohne ihre Beine oder gleich das ganze Leben zu verlieren. Der Junge fand das gut, er war gerne hier. Seine Schwestern durften zur Schule gehen, er natürlich auch. Und nach der Schule durfte er sein, was er war, nur ein Junge, der gerne Fußball spielte.

Er verließ an dem Sonntag Ende November 2002 die kleine Wohnung, die man seinen Eltern, seinen Schwestern und ihm zugewiesen hatte, mit einem Ball unter dem Arm und einer Tüte voll Müll in der Hand. Den Müll sollte er in einen der Container stecken, die neben dem Haus standen. Anschließend wollte er sehen, ob er ein paar Jungs fand, die mit ihm spielten. Doch das vergaß er dann.

Er schob den Deckel des Containers zurück und sah das Bündel Mensch zwischen dem Unrat liegen, schmutzig, blutig, angesengt, weggeworfen wie Abfall. Eine Frau, das erkannte er sofort, obwohl sie einen Anzug trug wie ein Mann. Aber sie waren schon lange hier, inzwischen trug auch seine älteste Schwester Hosen und lackierte sich die Fingernägel.

Die Nägel der Frau im Container waren schwarz, beide Hände waren schwarz verbrannt, ihr Kopf deformiert und

blutverkrustet, als hätte man sie mit Steinen beworfen. Sekundenlang starrte der Junge sie an, wollte schreien und konnte nicht. Seinen Ball und den Beutel voll Müll ließ er fallen, lief zurück zum Haus und sagte seiner Mutter, was er gesehen hatte. Seine Mutter folgte ihm ins Freie und überzeugte sich, ehe sie einen Nachbarn herbeirief, der schließlich die Polizei alarmierte.

Wer die Frau im Container war und warum sie hatte sterben müssen, erfuhr der Junge nie. Die Polizei glaubte schon bald, es zu wissen, doch sie irrte sich.

# 1. Teil

**B**egonnen hatte es an einem Donnerstag Ende Juli 2002, einem jener Sommertage in unseren Breiten, die nur bei eisgekühlten Getränken im Schatten einigermaßen erträglich sind. Susanne Lasko stand nervös und verschwitzt in der klimatisierten Eingangshalle des Gerler-Bürohauses vor einem der vier Aufzüge. Der Aufzug kam, die Tür glitt auf, und Susanne Lasko kam sich entgegen.

Die äußere Erscheinung der Frau, die so überraschend vor ihr auftauchte, war nicht völlig identisch mit ihrer. Sie hatte ihre Figur, ihre Größe, ihre Augen, ihren Mund. Es war ihr Gesicht – jedoch mit einem perfekten Make-up und umrahmt von einer modischen Frisur. Das Haar war von einem kräftigen Braun und erheblich kürzer, als sie selbst es sonnengebleicht bis auf die Schultern trug. Bekleidet war ihre Doppelgängerin mit einem hellgrauen Nadelstreifenkostüm und einer weißen Bluse.

Eine langweilige Farbkombination, fand Susanne. Aber Kostüm und Bluse saßen tadellos und sahen so frisch aus, als wären sie gerade gebügelt worden. Von der rechten Schulter der Frau baumelte eine Handtasche, die ein Vermögen gekostet haben musste. Unter dem linken Arm klemmte eine pralle Dokumentenmappe. Nie zuvor hatte Susanne sich so schäbig gefühlt, so armselig, elend, alt und verbraucht.

Sie trug ebenfalls ein Kostüm; das grüne, das sie vor zehn Jahren gekauft und zuletzt vor drei Jahren getragen hatte – anlässlich ihrer Scheidung von Dieter Lasko. Dazu mochte es gepasst haben. Zu einem Vorstellungsgespräch in einem re-

nommierten Maklerbüro passte es weniger. Aber etwas Besseres hatte sie an diesem Morgen nicht aus ihrem Schrank nehmen können.

Bei der ersten Begegnung mit Nadia Trenkler hatte sie zwei Euro und zweiundsechzig Cent im Portemonnaie. Sie hatte nachgezählt, ehe sie aufbrach, ihrem Leben neuen Auftrieb zu geben. Im Januar hatte sie ihre letzte Arbeitsstelle verloren. Es war keine reguläre Anstellung gewesen, deshalb hatte sie keine Arbeitslosenunterstützung beantragen können. Das Sozialamt um Hilfe zu bitten, verboten ihr Stolz und die Befürchtung, dass man ihren geschiedenen Mann auf ihre Lage aufmerksam machte oder sich an ihre Mutter hielt, die etwas Vermögen besaß, es jedoch für den eigenen Lebensabend brauchte und nicht erfahren sollte, in welcher Lage sich die einzige Tochter befand.

Im Februar und März hatte sie unzählige Bewerbungen geschrieben und ihre Ersparnisse aufgezehrt. Seit April unterstützte ihre Mutter sie – ohne es zu ahnen. Agnes Runge war misstrauisch gegen Fremde und selbst nicht mehr imstande, ihre Konten zu überwachen. Sie war infolge eines Diabetes erblindet, weil sie die Erkrankung aus Angst vor Spritzen lange Jahre unbehandelt gelassen hatte.

Nach dem Tod ihres Mannes war Agnes Runge finanziell gut versorgt gewesen, hatte eine recht hohe Lebensversicherung ausbezahlt bekommen, das Haus verkauft, in dem Susanne aufgewachsen war, und sich in einem komfortablen Seniorenwohnheim eingemietet, wo sie optimal betreut wurde – für dreitausend Euro im Monat. Die Verwaltung ihrer Alterssicherung hatte sie in die Hände der Tochter gelegt und vertraute darauf, dass Susanne ihr durch geschicktes Anlegen noch viele sorglose Jahre garantierte.

Stattdessen bediente sie sich. Nicht üppig, wahrhaftig nicht! Sie wollte auch alles zurückzahlen, sobald sie dazu in der Lage

war. Bisher hatte sie sechzehnhundert Euro genommen, vierhundert pro Monat. Nach Abzug der Miete und weiterer Kosten, die eine Wohnung zwangsläufig verursacht, blieben ihr hundert für Lebensmittel und andere Notwendigkeiten wie Briefpapier, große Umschläge, Fotokopierkosten und Porto. Sie ernährte sich hauptsächlich von Nudeln und musste sorgfältig abwägen, ob sie für längere Strecken die Straßenbahn nahm. Für den Weg zu Behringer und Partner hatte sie darauf verzichtet.

Sieben Kilometer zu Fuß durch die Hitze und die von Abgasen dicke Luft. Die Zunge klebte ihr am Gaumen, die Bluse klebte am Oberkörper, die Füße klebten in den schwarzen Pumps und schmerzten ein wenig. Es war erträglich, sie spürte es kaum, war bis zu der Sekunde, als die Aufzugtür zur Seite glitt, vollauf mit dieser großen Hoffnung beschäftigt gewesen. Eine Einladung zum persönlichen Vorstellungsgespräch! Nur ein Mensch, der seit einem halben Jahr ohne eigenes Einkommen und schon seit zweieinhalb Jahren ohne Kranken- und Rentenversicherung war, der nach jeder Bewerbung seine Unterlagen entweder mit einem lapidaren Absageschreiben oder gar nicht zurückerhielt, konnte ermessen, was das bedeutete.

«Sind Sie jung, dynamisch und leistungsbereit?», hatten Behringer und Partner in ihrer Anzeige gefragt und erklärt: «Dann warten wir auf Sie! Wir bieten ... Wir erwarten ...» Alt fühlte Susanne Lasko sich nicht mit ihren siebenunddreißig Jahren. Ihre Dynamik mochte in den letzten Monaten ein wenig gelitten haben. Aber leistungsbereit war sie – und lernfähig.

Sie lernte sogar sehr schnell und käme garantiert auch mit einem Computer zurecht, wenn man sie in Ruhe daran werkeln ließ. Bei ihrer letzten regulären Anstellung, drei Wochen bei einer Versicherung, war sie am Textprogramm kläglich

gescheitert, weil ein junger Kollege sie mit scherzhaften Rat-schlägen versorgte statt mit einem Handbuch.

Und Fremdsprachen: Während ihrer Schulzeit hatte ein Lehrer festgestellt, dass sie über eine außergewöhnliche Sprachbegabung verfügte. Man setzte sie für eine halbe Stunde neben das Kind eines italienischen Gastarbeiters oder den Sprössling einer Familie, die aus dem Osten geflohen war, und schon konnte sie radebrechen oder sächseln, als hätte sie nie anders gesprochen. Das reichte natürlich nicht für eine Verständigung im geschäftlichen Bereich. Das bisschen Schul-englisch reichte wohl auch kaum. Und von ein paar Redewendungen abgesehen, besaß sie keine Kenntnisse der fran-zösischen Sprache, die bei Behringer und Partner ebenfalls Voraussetzung waren.

Das hatte sie in einem ausführlichen, um nicht zu sagen schonungslosen Bewerbungsschreiben auch mitgeteilt – ohne allzu große Erwartungen. Dass man sie trotzdem einlud, be-rechtigte wohl zu großen Hoffnungen. Auf dem gesamten Weg hatte sie sich die Worte zurechtgelegt, die sie dem Per-sonalchef – falls es einen geben sollte – sagen musste. Und alles, was sie sich zurechtgelegt hatte, vergaß sie dann für ein paar Minuten.

Sie starrte die Frau im Nadelstreifenkostüm an, wurde ihrerseits fassungslos und erstaunt gemustert. Menschen drängten sich an ihnen vorbei – murrend oder mit unwilligen Mienen, weil sie den Weg versperrten. Es schien keinem auf-zufallen, dass sich vor dem Aufzug zwei Frauen gegenüber-standen, die sich ähnlicher waren als manch eineiiges Zwil-lingspaar. Vielleicht war es für Außenstehende angesichts der unterschiedlichen äußeren Aufmachung auch nicht so offen-sichtlich wie für sie.

Denn trotz einiger bitterer Erfahrungen erinnerte Susanne sich gut an ihr Aussehen, als sie beruflich noch festen Boden

unter den Füßen gehabt hatte, entsprechend gekleidet und dezent geschminkt gewesen war. Und Nadia Trenkler hatte ihr eigenes Gesicht wohl auch schon in schlechten Zeiten im Spiegel betrachtet.

Nadia fasste sich als Erste, gab einen ungläubig klingenden Laut von sich, murmelte: «Das gibt es nicht», stellte sich vor und meinte lächelnd: «Wir müssen einen Kaffee trinken und feststellen, welcher von unseren Vätern das verbochen hat.»

Dass ihr Vater etwas verbochen haben sollte, konnte Susanne sich nicht vorstellen. Er war bis zu seinem plötzlichen und viel zu frühen Tod ein ehrlicher und rechtschaffener Mann gewesen. Nadia Trenklers Vater kannte sie zwar nicht, dafür kannte sie ihre eigene Mutter umso besser. Treue gehörte für Agnes Runge zu den unumstößlichen Grundwerten. Deshalb war das, was die Frau mit ihrem Gesicht andeutete, völlig ausgeschlossen.

Und sie wollte sich nicht mit Nadia Trenkler auseinandersetzen. In den ersten Minuten wollte sie es wirklich nicht. Das hatte nichts mit einer bösen Vorahnung zu tun. Es war nur die Situation an sich. Nadia Trenkler saß in einem Zug, der für sie längst abgefahren war. Sie musste zusehen, dass sie wenigstens die nächste Bummelbahn erwischte, wollte sie nicht ganz auf der Strecke bleiben.

«Ich bin in Eile», erklärte sie. «Ich muss zu einem Vorstellungsgespräch.» Der letzte Satz huschte ihr gegen ihren Willen über die Lippen, vielleicht weil sie nur selten Gelegenheit hatte, mit anderen zu sprechen.

«Bei Behringer?», erkundigte sich Nadia überrascht.

Susanne fragte sich keine Sekunde lang, wie ihre Doppelgängerin das so treffend erraten hatte. Sie nickte automatisch.

«Das wird ja nicht ewig dauern», sagte Nadia. «Ich warte.»

Nun schüttelte Susanne energisch den Kopf. «Ich will nicht,

dass Sie warten. Ich will mit Ihnen keinen Kaffee trinken, weder über meinen noch über Ihren Vater reden. Ich will nicht wissen, wer Sie sind. Verstehen Sie? Es reicht mir, zu wissen, wer ich bin.»

Und das wusste sie in dem Moment ganz genau. Wenn sie den Job als Schreibkraft bei Behringer und Partner nicht bekam, war sie so ziemlich am Ende. Es gab für eine Frau in ihrem Alter und mit ihrem Hintergrund vielleicht noch ein paar Hoffnungen und den eisernen Willen, sich nicht unterkriegen zu lassen. Nur gab es auf dem Arbeitsmarkt leider keine nennenswerten Chancen.

In absehbarer Zeit müsste sie sich gezwungenermaßen mit den Kleinanzeigen im Stellenmarkt der Wochenendausgabe beschäftigen, um nicht auch noch ihre Mutter zu ruinieren. Putzhilfe gesucht – drei Stunden wöchentlich. Bedienung für Gaststätte – aushilfsweise für zwei Abende. Und das wäre das endgültige Aus. Es war ein simples Rechenexempel. Um einigermaßen zu leben und sich wenigstens wieder eine Krankenversicherung leisten zu können, brauchte sie mehrere solcher Stellen. Dann bliebe kaum noch Zeit, Bewerbungen zu schreiben und zu Vorstellungsgesprächen zu gehen. Sie ließ Nadia Trenkler stehen und ging zur nächsten Aufzugkabine. Die, vor der sie standen, war längst wieder oben.

«Schade», hörte sie die Frau mit ihrem Gesicht noch sagen.

Sie fuhr hinauf in die fünfte Etage zu Behringer und Partner, fühlte sich immer noch schäbig, armselig, elend, alt, verbraucht und vollkommen fehl am Platz. Ein dicker Teppich schon im Vorraum, darauf ein Acrylschreibtisch, dahinter eine junge Frau wie aus einem Katalog für korrekte Geschäftskleidung. Dynamisch sah sie nicht aus, nur überfordert von Susannes Erscheinung und der Überlegung, wie

sie ihr begreiflich machen sollte, dass Behringer und Partner keine Immobilien in niederen Preisklassen anboten. Das unsichere Lächeln der Empfangsdame gefror, als Susanne erklärte, sie sei nicht gekommen, um sich bei einer Wohnungssuche beraten zu lassen.

Sie war noch sehr aufgewühlt von der kurzen Begegnung mit ihrem perfekten Ebenbild und der Bilanz, die sich ihr dabei aufgedrängt hatte. Fast war sie dankbar, dass man sie warten ließ. Erst nach gut einer Viertelstunde wurde sie zum Bürovorsteher vorgelassen. Er hieß Reincke, war ein netter, junger Mann mit einem dünnen Oberlippenbärtchen und umfassend über ihre Situation informiert.

Nachdem sie sich einige Minuten lang über ihre mangelnden Fremdsprachen- und EDV-Kenntnisse unterhalten hatten, beugte er sich vor und dämpfte die Stimme. «Ich will der Entscheidung der Geschäftsleitung nicht vorgreifen, Frau Lasko. Doch so viel darf ich sagen, wir haben bereits ausführlich über Sie gesprochen: Uns liegen fünf Bewerbungen vor, die anderen Damen sind jünger, und ...» Er brach ab, wirkte mit einem Mal verlegen. «Uns liegt an einer Mitarbeiterin, die uns nicht nach kurzer Zeit aus familiären Gründen wieder verlässt, wenn Sie verstehen. Die Gefahr sehen wir bei Ihnen nicht. Wenn Sie also bereit wären, in der Einarbeitungsphase der entsprechenden Nachschulung die notwendige Zeit zu opfern. Für Fremdsprachen zum Beispiel gibt es Kurse, in denen vom ersten Moment an kein deutsches Wort mehr gesprochen wird, man lernt sehr schnell. Für die Kosten würden selbstverständlich wir aufkommen.»

Es war praktisch die Einstellung, fand sie und versicherte eilig, dass sie mit Freuden jede freie Minute in die Einarbeitungsphase investieren wolle. Herr Reincke lächelte erfreut, erhob sich und begleitete sie zur Tür seines Büros. «Sie hören bald von uns», versprach er.

Wie auf Wolken durchquerte sie den Empfangsraum, lächelte der jungen Frau hinter dem Acrylschreibtisch zu wie einer lieben Kollegin und schaute sich um, als sei sie schon halb daheim. Ehe sie den Ausgang erreichte, geschahen zwei Dinge gleichzeitig. Das Telefon auf dem Acrylschreibtisch klingelte, und eine Bürotür wurde geöffnet. Sie stockte unwillkürlich, drehte sich noch einmal um. Die Empfangsdame griff nach dem Hörer, sagte: «Behringer und Partner, Luici am Apparat.» Und in der Bürotür erschien ein Mann.

Sie lächelte ihn an in der Hoffnung, seinen Blick einzufangen und die Entscheidung der Geschäftsleitung positiv zu beeinflussen. Dass er wichtig war, suggerierte allein seine imposante Erscheinung. Er hatte eine ausgeprägte Stirnglatze und war fast zwei Meter groß. Mit seinem massigen Körper verdeckte er einen Großteil der luxuriösen Einrichtung sowie zwei Besucher in einer Sitzecke. Für sie hatte er nur einen desinteressierten Blick, wandte sich an die Empfangsdame.

Frau Luici sagte gerade ins Telefon: «Herr Behringer ist in einer Besprechung. Möchten Sie es später noch einmal versuchen?» Der Zweimetermann erkundigte sich, wer am Apparat sei. Frau Luici deckte die Sprechmuschel mit einer Hand ab und flüsterte: «Hardenberg.»

«Geben Sie her», verlangte der Mann, offensichtlich Behringer. Er riss Frau Luici den Hörer förmlich aus der Hand, erkundigte sich überschwänglich: «Hallo, Philipp, was gibt's denn?» Im selben Atemzug forderte er die Empfangsdame auf, Getränke für seine Kunden zu holen. Frau Luici sprang auf und eilte in einen Nebenraum, dem Anschein nach die Teeküche.

Susanne ließ den Blick nicht von dem Riesen am Telefon und sah ihn stutzen. Mit gerunzelter Stirn schaute er kurz zu ihr hin, als wundere er sich, dass sie sich nicht von der Stelle bewegte. «Auf welchem verschlungenen Weg ist das bis zu dir

gedrungen?», fragte er dabei und: «Darf ich erfahren, was an diesem Objekt für dich so interessant ist?»

Dann lauschte er, lachte kurz und erklärte: «Das ließe sich bei entsprechender Gegenleistung wohl regeln, wir haben noch andere Angebote und hatten kürzlich einen Wasserschaden.» Während er seinem Gesprächspartner zuhörte, lächelte er sie endlich an. Sie nickte ihm einen Gruß zu und ging mit einem erleichterten Atemzug zur Tür.

Als sie die Straße erreichte, fühlte sie ein leises Bedauern, das Angebot ihrer Doppelgängerin ausgeschlagen zu haben. Sie war sehr euphorisch gestimmt und meinte nun, sie hätte sich nichts vergeben, einen Kaffee mit Nadia Trenkler zu trinken, vielleicht einen Eiskaffee. Was für ein heißer Tag! Die Zunge klebte ihr immer noch am Gaumen, und jetzt wurde es ihr wieder bewusst. Sorgen um den dürftigen Inhalt ihres Portemonnaies hätte sie sich kaum machen müssen. Nadia Trenkler hätte sie garantiert eingeladen und anschließend vielleicht sogar heimgefahren. Sie hätte ihren alten Pumps keine weiteren sieben Kilometer zumuten müssen.

Am frühen Abend erreichte sie ihre schäbige Wohnung in der Kettlerstraße. Anderthalb Zimmer – in dem halben hatte sie mit Mühe ein schmales Bett und einen ebensolchen Kleiderschrank untergebracht –, Miniküche mit Minibalkon, ein winziges Duschbad und der Quadratmeter hinter der Wohnungstür, der im Mietvertrag hochtrabend Diele genannt wurde. Vor dem Fenster ratterte gerade ein Nahverkehrszug vorbei. Nachdem der Lärm verklungen war, riss sie das Fenster auf, ging in die Küche und trank zwei Gläser Wasser.

Um sieben kochte sie ihre Nudelration und putzte sich unmittelbar nach dem Essen sorgfältig die Zähne. Ohne Krankenversicherung war Mundhygiene das oberste Gebot. Um acht schaltete sie den Fernseher ein, streckte sich auf der Couch aus und träumte von der Zukunft. Wenn sie wieder über ein

regelmäßiges Einkommen verfügte, das Loch in der Alterssicherung ihrer Mutter gestopft und einen Notgroschen auf die Seite gelegt hatte, wollte sie zuerst einen neuen Kühlschrank kaufen, sich dann eine größere, vor allem ruhige Wohnung suchen und vielleicht sogar einmal in Urlaub fahren.

Freitags traf sie bei den Briefkästen mit Heller zusammen. Sie wusste bloß seinen Nachnamen, und außer ihm kannte sie im Haus nur ihre unmittelbare Nachbarin Jasmin Toppler näher. Mit Jasmin verstand sie sich gut, sie grüßten sich, wechselten ein paar Worte, wenn sie sich zufällig im Treppenhaus begegneten. Jasmin Toppler war Ende zwanzig, hatte ein energisches, aber freundliches Wesen. Heller dagegen war ein widerlicher Kerl, dem sie lieber aus dem Weg ging. Keine Gelegenheit ließ er aus, sie anzupöbeln. Er war etwa in ihrem Alter und lebte in der Straßenwohnung im zweiten Stock. Im Haus ging das Gerücht, er sei mehrfach vorbestraft wegen Autodiebstahl, Körperverletzung, versuchter Vergewaltigung und anderer Delikte.

Mit einer Bierdose in der Hand stand er bei der offenen Haustür, als sie die Treppen hinunterkam, um ihren Briefkasten zu kontrollieren. Heller hörte ihre Schritte und drehte sich um. Mit der freien Hand zeigte er hinaus auf die Straße. «Geiler Schlitten», sagte er. Was er meinte, blieb ihr verborgen. Und da er normalerweise sie mit Ausdrücken wie geil, scharf oder heiß belegte, beachtete sie ihn nicht. «Ein MG», erklärte er gewichtig. «Hab ich vom Fenster aus gesehen. Der fährt jetzt schon zum dritten Mal hier vorbei. Und so langsam, als ob er was sucht.»

Er trat einen Schritt auf die Straße hinaus, teilte mit: «Jetzt hält er.» Dabei verrenkte er sich fast den Hals. Offenbar ging es um ein Auto, das ein Stück vom Haus entfernt angehalten hatte.

Sie war erleichtert, dass seine Beobachtung ihn beschäftigte und er sie nicht wie sonst mit obszönen Sprüchen belästigte. Der Briefkasten war leer, für eine Reaktion von Behringer und Partner war es ja auch noch zu früh. Sie beeilte sich, wieder hinauf in ihre Wohnung zu gelangen, ehe Hellers Interesse an dem Auto erlahmte und er sich auf sie besann.

Wenig später klopfte es an ihre Wohnungstür. Es war nicht Heller, wie befürchtet, sondern ein junger Mann, der angeblich eine Umfrage zum Thema Arbeitslosigkeit machte. Heller stand auf dem Treppenabsatz und gaffte hinauf. Sie bat den jungen Mann nur herein, um Hellers stierem Blick zu entkommen.

Unaufgefordert nahm der Mann auf der Couch Platz und bat um ein Glas Wasser. Der Freitag war so heiß wie der Donnerstag, deshalb war an dieser Bitte nichts Ungewöhnliches. Nachdem sie ihm ein Glas gebracht hatte, kreuzte er auf einem Fragebogen ihre Antworten an und stellte für die Statistik etliche Fragen zur Person, ganz allgemein und anonym, wie er versicherte. Geburtsdatum, Geburtsort, verheiratet, verwitwet, geschieden, Zahl der Kinder, Schul- und Berufsausbildung, Geburts- und eventuell Todesdaten der Eltern, Geschwister und so weiter.

Natürlich sagte sie ihm nicht die Wahrheit. Seit gut zwei Jahren erzählte sie die nicht einmal mehr ihrer Mutter. Agnes Runge glaubte, sie habe eine gut bezahlte Stellung in einer kleinen Firma. Dem angeblichen Meinungsforscher gegenüber behauptete sie, als Sekretärin in einem renommierten Maklerbüro beschäftigt zu sein. Das war ihrer Ansicht nach nicht völlig gelogen, nur der Zeit ein wenig vorgegriffen – bei den Hoffnungen, die der nette Herr Reincke ihr am vergangenen Tag gemacht hatte. Als der junge Mann sich daraufhin skeptisch umschaute, erzählte sie ihm noch, sie sei verpflichtet, ihrem geschiedenen Ehemann monatlich Unterhalt zu

zahlen, und unterstütze darüber hinaus ihre bedürftige Mutter mit einem kleinen Betrag, da bliebe für sie selbst nicht viel übrig.

Als müsse sie für ihre Lügen bestraft werden, war der Briefkasten samstags nicht leer. Einer der vertrauten großen Umschläge steckte darin. Ihre Finger zitterten schon, als sie ihn aus dem Kasten nahm und den Firmenstempel erkannte. Auf der Treppe nach oben zitterten ihr auch die Knie. In ihrem Innern tobte etwas, für das es keinen Namen gab. Enttäuschung wäre zu gelinde ausgedrückt.

Nach nur zwei Tagen bekam sie ihre Bewerbungsunterlagen mit freundlichen Grüßen von Behringer und Partner zurück. Es hatte sie gefreut, sie kennen zu lernen, sie bedauerten, ihr mitteilen zu müssen, dass sie sich anderweitig entschieden hatten, und wünschten ihr viel Glück für die Zukunft. Sie verstand es nicht, wo Herr Reincke doch erklärt hatte, es sei praktisch beschlossene Sache. Den Rest des Tages verbrachte sie vor dem Fernseher. Sie hatte eigentlich einen Spaziergang machen wollen, befürchtete jedoch, über kurz oder lang in Tränen auszubrechen, das wollte sie nicht auf der Straße tun.

Sonntags besuchte sie ihre Mutter. Die vierzig Kilometer zum Seniorenwohnheim legte sie mit Johannes Herzog zurück. Seine Großmutter war eine Nachbarin ihrer Mutter. Irgendwann hatte es sich ergeben, dass Johannes ihr eine Heimfahrt anbot. Seitdem kam er – wenn er nicht gerade ein Problem mit seinem Wagen hatte – pünktlich jeden zweiten Sonntag um vierzehn Uhr.

Johannes war Mitte zwanzig und studierte sporadisch etwas Technisch-Wissenschaftliches. Die meiste Zeit arbeitete er als Stuntman für eine Fernsehserie, in der hauptsächlich wilde Verfolgungsjagden und Karambolagen gezeigt wurden. Dementsprechend fuhr er sein Auto, einen alten BMW.